

Michael Bracewell

Deutschland ist dein Amerika

2014

<https://doi.org/10.25969/mediarep/2521>

Veröffentlichungsversion / published version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bracewell, Michael: Deutschland ist dein Amerika. In: *POP. Kultur und Kritik*, Jg. 3 (2014), Nr. 1, S. 118–132. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/2521>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:6:3-pop-2014-12719>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

DEUTSCHLAND IST DEIN AMERIKA

Michael Bracewell



Die Zeitschrift »Pop. Kultur und Kritik« analysiert und kommentiert die wichtigsten Tendenzen der aktuellen Popkultur in den Bereichen von Musik und Mode, Politik und Ökonomie, Internet und Fernsehen, Literatur und Kunst. »Pop. Kultur und Kritik« Die Zeitschrift richtet sich sowohl an Wissenschaftler und Studenten als auch an Journalisten und alle Leser mit Interesse an der Pop- und Gegenwartskultur.

»Pop. Kultur und Kritik« erscheint in zwei Ausgaben pro Jahr (Frühling und Herbst) im transcript Verlag. Die Zeitschrift umfasst jeweils 180 Seiten, ca. 20 Artikel und ist reich illustriert. »Pop. Kultur und Kritik« kann man über den Buchhandel oder auch direkt über den Verlag beziehen. Das Einzelheft kostet 16,80 Euro. Das Jahresabonnement (2 Hefte: März- und Septemбераusgabe) kostet in Deutschland 30 Euro, international 40 Euro.

Danny Kaye Suite
Hotel-Spa Therme Vals
Schweiz

März 2013

z. Hd. Duncan Minshull
Produzent der Serie »The Essay«
BBC Radio 3
London W1

Lieber Duncan,

wie immer war es schön, von Ihnen zu hören, und ich hoffe, Ihnen geht es gut. Auch hoffe ich, dass Sie es mir nachsehen, Ihre Anfrage mit einem Brief zu beantworten. Es schien mir gerade die leichteste Variante, egoistischerweise passt es zu meiner Stimmung, die träge und faul ist – gleichermaßen fern der Sorge wie der Freude.

Aber ich fühlte mich geschmeichelt, dass Sie mich um Vorschläge für Ihre Radiosendung baten – ich bin ein Stammhörer. Zudem scheint es mir ein guter Zeitvertreib, unbeschwert und freigiebig eine Reihe von Essays zu verfassen, die sich alle um ein Thema drehen. Was nur aber soll die Aufmerksamkeit der Hörer fesseln? Gestern schrieb ich folgende Liste auf die Rückseite einer Speisekarte: »Billy Fury«, »Trümmer«, »Zur Verteidigung der Unklarheit« (das habe ich wieder durchgestrichen), »Schule«

119

Nichts Großartiges – und irgendwie melancholisch, wie ein verpacktes Puzzlespiel, das im Fenster irgendeines, an der Küste gelegenen Spielzeuggeschäftes braun geworden ist. Dann versuchte ich mich zu erinnern, was meine Aufmerksamkeit in den letzten Monaten erregt hat – gerade so als ob es einen psychischen Blitzableiter gäbe, der all meine emotionalen wie intellektuellen Energien gebündelt hätte und so ein gutes Thema abwerfen würde. Nach einer Weile kam mir ein Gedanke in seiner ursprünglichsten Form: in der eines Traumes.

Was nun folgt, ist die Schilderung eines Traumes und die einiger Notizen, Bonmots, Feldstudien und was auch immer ... Ich bin nicht sicher, ob Ihnen das als Vorschlag für Ihre Radioserie genügt.

Aber um die unmittelbare Atmosphäre zu schildern ... Inmitten dieses späten Winters gibt es noch immer unverhofft stille Tage unverminderten Schneefalls und dann ist »die Wintersonne nur als armer Schein« eine weit entfernte Scheibe, abgeschieden und voll Sorge. Während sich der Tag verdunkelt, wird die Welt immer weißer hinter den riesigen Fenstern »der Blauen Halle« – der moderne alpine »Grand Salon«, kultiviert, gesittet, ruhig und luxuriös, gelegen inmitten meines Spa Hotels.

Rasch schmilzt der Schnee, legt Teile drahtigen Grases frei sowie enge graue Pfade. Die trockenen Tage folgen ebenso überraschend, wärmer, beinahe mild.

Unter meinem Balkon wirbeln die Blätter des letzten Jahres und jagen einander über die weiße Hemisphäre der verlassenen Terrasse, wo die Sonnenschirme, eingehüllt in ihrer Wintertracht aus zementgrauem Leinenstoff, verweilen. Kurz vor der Abenddämmerung beginnt ein Vogel in einem fort, noch immer verträumt, aber irgendwie auch munter, von einer Auszeit am Ende des Winters zu singen – in zwei kurzen, heiseren Noten, die erste etwas höher als die zweite. Mit dieser Melodie erreicht mich eine frühlinghafte Vorahnung angenehmer Lüfte und schon beginnt das Licht bis zum Ende des Nachmittags zu verweilen.

Diese Lebensroutine im alpinen Spa hat etwas vom »Zauberberg«. Sie stehen zeitig auf und baden im Außenpool der Therme, während der Schnee auf ihren nackten Schultern ruht; sie inhalieren nach Eukalyptus duftende Dämpfe in einer Reihe grabesgleicher schwarzer Räume, jeder von ihnen heißer als der andere. Sie frühstücken ausgiebig. Nach dem Kaffee steht der aus dem Schweizerdeutsch allzu buchstäblich übersetzte ›health vitality walk‹ auf dem Plan. Neben dem mit Tauwasser angefüllten Fluss windet sich dieser gleichermaßen hastig durchs Tal, durch das Gehölz hoher, dünner Bäume, die wie die Masten eines alten Schiffes im frostigen Morgenwind knarzen und knacken.

Soviel zum therapeutischen Charakter dieser Dekadenz; da kommt mir unwillkürlich ein Gedanke in den Sinn: »Wir betrachteten Deutschland als eine Heilkur für unsere persönlichen Probleme«, schrieb Stephen Spender 1951 in seiner Autobiografie »Welt in der Welt«. (Dort beschreibt er sein Treffen mit Christopher Isherwood im Berlin der späten 1920er Jahre und deren Diät aus Kaffee und Pferdelungen-Suppe. Von allen Seiten drohte Unheil. Diese jungen Literaten feierten ihr Gelage inmitten der später von Sir Stephen so bezeichneten »the ›Weimardämmerung‹«.)

»... Für unsere persönlichen Probleme.« Oder aber genauer für mein Thema, welches da Deutschland wäre oder eher eine ›idée reçue‹ von Deutschland als eine persönliche wie kulturelle Metapher: Ein Trugbild dessen, was das Land repräsentieren möge, in seiner fragmentierten und gebrochenen Form; eben wie es mir in den Sinn kommt, einem Engländer mittleren Alters, auf Urlaub in den Alpen, der über die Geheimnisse des Lebens nachdenkt. Sagen Sie, was Sie wollen, aber hier, sicher in der Schweiz, kommen mir jene Gedanken über Deutschland, wie sie einst Spender hatte – äußerst persönliche Reaktionen, die zugleich einer Art kultureller Abstraktion oder Allegorie nachhängen – und auch alltäglich, wenn nicht sogar blödsinnig sind ... In der Tat ist es dieser Punkt, an dem sich diese beiden widersprüchlichen Seiten treffen, der mich interessiert: der Moment der Hybridisierung, wenn das Normale Form und Farbe des Außergewöhnlichen annimmt. (Das Gleiche, nehme ich an, trifft auf die Beziehung zwischen Natürlichem und Übernatürlichem zu.)

Ebenso kam mir sofort, während ich am anderen Tag in Zürich am See zu Abend aß, in einem dunklen merkwürdig verzierten Restaurant, in dem ich schwergewichtige junge Engländer in Blazern, salbeigrünen Chinos und üppig-dicken

offenen Hemden mit in selbstgefälliger Manier höflich angefeuchtem Haar beobachtete, T.S. Eliots »Das wüste Land« in den Sinn ... Oder etwas über Modernismus und Desaster, das aus einem anderen Jahrhundert stammt und so etwas wie eine dumpfe, aber eindringliche Ouvertüre für meine Antwort auf Ihre Anfrage liefert ... wie ich schon sagte, es war ein plötzlicher Gedanke.

Als eine Art Einleitung dient hier E.M. Forsters Beschreibung der Geschwister Schlegel aus »Wiedersehen in Howards End« (das nun etwas mehr als ein Jahrhundert alt ist), eine Sicht aus der Zeit vor der Bloomsbury-Gruppe: »Ein kurzes Wort zu deren Herkunft. Sie waren nicht ›Englisch bis ins Mark‹, wie ihre Tante fromm attestierte. Andererseits aber waren sie ebenfalls keine ›Deutschen der schlimmsten Sorte‹. Ihr Vater gehörte zu einem Typus, der vor fünfzig Jahren wesentlich stärker vertreten war als heute. Er war weder der aggressive Deutsche, den die englische Journaille so lieb gewonnen hat, noch war er der häusliche Deutsche, den der englische Witz so mag. Wenn irgendwer ihn überhaupt einzustufen hätte, dann als Zeitgenossen Hegels und Kants, als Idealisten, geneigt ein Träumer zu sein, dessen Imperialismus ein aus der Luft gegriffener war ...«

Dann war da ein Moment – und er erscheint mir immer wieder – in dem Dick Diver aus F. Scott Fitzgeralds »Zärtlich ist die Nacht« den Finger auf das legt, was als nächstes in unserer dumpf zu hörenden Ouvertüre passiert ... Es ereignete sich auf einem der Friedhöfe des Ersten Weltkrieges nicht weit von Waterloo:

»›Diese Art Schlacht haben Jules Verne und Lewis Carroll erfunden, und wer auch immer ›Undine‹ geschrieben hat, kegelnde Landpfarrer, Patentanten aus Marseille und jede Menge Mädchen, die in den Hintergassen von Württemberg und Westfalen verführt worden sind. Nun das war eine Liebesschlacht – hundert Jahre Liebe aus der Mittelklasse sind hier verheizt worden. Die letzte große Liebesschlacht ist das gewesen ... Meine ganze schöne, sichere Welt ist hier von einem gewaltigen Donnerschlag hochexplosiver Liebe in Stücke gesprengt worden«, klagte Dick beharrlich, ›Ist das nicht wahr, Rosemary?‹ ›Ich weiß nicht«, sagte sie mit ernster Miene, ›Du weißt alles.«

Während ich zusehe, wie die blonde Österreicherin am anderen Ende des Salons ihren Lindenblütentee ausschenkt, scheint es mir, dass Dick Diver in der Tat alles wusste – zumindest alles, was die nahezu unvorstellbare Tragweite des Denkgebäudes eines modernen Deutschlands angeht. Eine ganze Kultur – bourgeois, kultiviert, erfindungsreich, komplex, wissbegierig – in nur wenigen Jahren komplett umgekrempt ... Denken Sie an Viscontis »Die Verdammten« und Sartres »Die Eingeschlossenen von Altona« – an all das, was in Deutschland vor und bis zu den 1950er Jahren passiert ist, und an das blümerant Beschönigende des Heimatfilms ... und dann denken Sie an Richter und Beuys und Kraftwerk ...

All das nimmt in meinem Hinterkopf verschwommene Gestalt an – ein Phantasma eines paneuropäischen Germaniens, gleichermaßen Stilausdruck wie ästhetische Bewegung, das zunächst der Apokalypse, dann einer neuen

Moderne den Weg bereitete – einer Moderne der fest umrissenen, geraden Linien und des Neonlichts, aus der wir eine weitere Idee Deutschlands als »einer Heilkur für unsere persönlichen Probleme« geformt haben.

Ein weiterer Gedanke taucht wie von selbst auf: die wahrscheinlich kaum überraschende Beobachtung, dass sich in den letzten Jahren – in weniger als einem Jahrzehnt – eine neue Generation der ikonischen Stärke Deutschlands als wiedererfundenes Symbol bewusst geworden ist; mehr noch des facettenreichen Charakters dieses Symbols, seines Spiels aus Schärfe und Mehrdeutigkeit, seiner sich stets verändernden Gewichtung zwischen moderner Vergangenheit und moderner Gegenwart, seinem Spiel mit dem eigenen Schatten. Die britischen Künstler Gilbert & George merken an, von allen Städten auf der Welt, in denen sie ihre Werke ausstellen, komme es immer nur in Berlin vor, dass Fans sie darum bitten, den Namen der Stadt unter ihren Unterschriften hinzuzufügen. Ganz so, als ob dieses Wort – Berlin – nun Fanfaren erklingen ließe und ein Statement abbilde: unbestreitbar, unantastbar, ein Trumpf, der sich nicht stechen lässt.

Vielleicht hat dies etwas mit der Umkehr amerikanischen Glammers und europäischen Intellektualismus zu tun. Die Umwandlung von Trauma, Neurasthenie, Bedrohung und persönlicher Probleme in eine mächtige Form des Coolen ... Ich denke dabei an »Das Kabinett des Dr. Caligari« oder Jazzbands und Studentenbühnen des Bauhaus, wie etwa Xanti Schawinskys »Spectodrama« ... Aus dem Coolen des Bauhaus leitet sich die Fusion einer warmen erotischen Romantik mit kalten, geradlinigen Technologien ab, die dann als vereinfachte Exportformel aus Sex und Massenproduktion Amerika erreicht: die Schablone des Pop.

122

Mit dem im Hinterkopf lässt sich eine Party in Hamburg im Sommer 1929 betrachten, die Spender – damals ein junger Student – besuchte. Sie antizipiert mit unheimlicher Genauigkeit den Stil und das Milieu Andy Warhols in der ersten Hälfte der 1960er Jahre. Spender erzählt diese Episode später in seinen 1951 veröffentlichten Memoiren »Welt in der Welt«. Irgendwann lief an jenem Abend ein Film von der Party aus der Woche zuvor, der die Bewegungen und Handlungen des gleichen jungen Partyvolks im selben Raum zeigte: »mit bronzefarbener Haut und gekleidet mit einer Schlichtheit, die an Blätter und Sommer erinnerte. Die Jungs wirkten mädchenhaft, die Mädchen jungenhaft ...« Kurz vor der Filmaufführung tanzte Spender mit einem androgynen, betörenden Mädchen namens Irmi, das die Attitüde einer modernen Bohemien besaß. (»Die Fragen, die mir zuvor in Oxford in den Sinn kamen«, gestand Sir Stephen, »stellten sich hier erst gar nicht ...«). Um es mit Spender zu sagen:

»Mir kam es vor, als würde ich mich tranceartig in sinnlicher Freiheit bewegen, alles war möglich und gut und leicht ... Dabei lief ein Film von einer anderen Party, die ebenso wie diese hier war, mit ein paar derselben Leute ... Jetzt war auf der Leinwand eine Party zu sehen, hier im selben Raum, mit tanzenden Menschen. Die Kamera bahnte sich ihren Weg durch die bewegte Menge, überblickte den Raum, manchmal pausierte sie, ganz als wollte sie die Figur

oder Kleidung eines Gastes genauer untersuchen. Jungs und Mädchen lagen einander am Boden in den Armen und rollten dann voneinander weg und drehten dabei ihre Gesichter in die Kamera ...«

Diese jungen Leute sahen sich selbst, freilich völlig formlos, als Anhänger eines Kultes des Modernismus – der, wie Spender schreibt, im Deutschland jener Zeit eine »populäre Massenbewegung« war. Abgesehen von seiner kulturellen Bedeutung, stand dieser Begriff außerdem für einen Bewusstseinszustand und Verhaltenskodex – wie sich heute sagen ließe: ein bewusst gewählter Lifestyle. Für die informellen »Stars« der gefilmten Party (für die sie zugleich Inhalt und Publikum waren) glich der Modernismus eher späteren subkulturellen Etikettierungen wie Mod oder Punk. Auf dieser Grundlage ein Modernist zu sein – was zugleich auf dieser Party gefeiert wurde –, hieß nicht nur den modernistischen Stil über alles zu schätzen und einzufordern, sondern auch für einen modernistischen Kult der frischen Luft, des Sonnenscheins, der Romantik, des Neuen, des Schwimmens, des Sonnenbadens und des Ozons zu leben.

Spender schreibt über den Gastgeber: »Er mochte schöne Dinge, aber er zog es vor »zu leben« statt zu besitzen. Leben war Baden, Freundschaft, Reisen, in der Sonne liegen ... Er hatte das Zeichnen aufgegeben. Gleichwohl machte er aber Fotos und nachdem er mir eine Handvoll von einer Ablage unter dem finnischen Tisch gegeben hatte, schlenderte er von dannen ... In ihrer ganzen Erscheinung wie in eben jener Technik der Fotografie lag der gleiche Schein des »Modernen«, ganz so wie in dem Raum selbst und den Menschen in ihm ...«

...

Hier nun ein Bruch –

Die Berge, in denen ich, ungewohnterweise, ausgiebige Spaziergänge mache, geben einem das Gefühl, Caspar David Friedrichs »Wanderer über dem Nebelmeer« zu sein – die gewaltigen, schneebedeckten Gipfel, empyreisch über dem faden Grün der Wälder, die sich in geordneten Reihen über der Schneegrenze erheben. Und so lassen das Sublime, die existenzielle Leere und das große »Was nun?« einen sich wie eine Quecke an einem seidenen Faden fühlen.

Ich versuche hier nicht zu behaupten, dass mir eine Vision oder so etwas kam, aber ...

Mit dem größten Respekt vor Dr. Freud, ich habe nie viel Wert auf Traumdeutung gelegt. Aber dann hatte ich in einer Nacht vor fünf Jahren einen Traum, der einen direkten und tiefgreifenden Einfluss auf meine Reisen und Interessen nahm, trotz der irgendwie prosaischen Tatsache, dass seine einzige und bündige Botschaft nicht mehr und nicht weniger als meine Beziehung zum modernen Deutschland betraf.

Das kam völlig aus heiterem Himmel, ich war mir überhaupt nicht bewusst, dass ich irgendwie über Deutschland im Besonderen nachgedacht hätte; zudem war dies ein Land, das ich bis dahin noch nicht einmal bereist hatte.

Während ich also friedlich einschlummerte, schien es mir, als ob eine Ecke des Schlafzimmers zu leuchten beginne – schimmern ist hier vielleicht das bessere Wort –, mit einem Schein, den ich nur als ein merkwürdig wissenschaftliches Leuchten beschreiben kann. Zunächst metallisch und silbern, bahnte es einem blendenden Weiß den Weg. Es war ein eher behagliches Glühen – die vermittelnde Aura eines wohlgesinnten Philosophen und Forschers.

Daher hätte ich wohl nicht allzu überrascht sein sollen, als aus dem Zentrum dieses kühl-grellen Strahlens kein anderer als Brian Eno hervortrat, jener legendäre Musiker, Künstler, Produzent und Ideologe, den andere nicht ohne guten Grund schon »den cleversten Mann der Welt« und »den Einstein des Pop« genannt hatten.

Dennoch war es ein Schock und ich zog mir die Decke bis unters Kinn, als Eno ganz in Dunkelgrau gekleidet und umgeben von bandförmigen Strähnen weißen Lichtes – schelmische Vorboten des großen Gleißens – mit einem freundlichen Lächeln auf mich zukam. Er schaute mir unverwandt in die Augen und zeigte mit einem Finger direkt auf mich. Dann verkündete er Folgendes, klar und deutlich, als ob er ein altherwürdiger Zauberer wäre, der mich mit einer Aufgabe betraute:

»Deutschland«, sagte er, »ist dein Amerika.«

Und dann war er verschwunden.

124

Ich erinnere mich nicht oft an meine Träume, aber dieser bleibt mir in Erinnerung, teils weil er so plastisch gewesen ist, teils aber auch weil Eno, je mehr ich darüber und meine Gefühle über Deutschland – das ich ja erst noch bereisen musste – nachdachte, wohl Recht hatte. Deutschland war mein Amerika – und die Begründung dafür geht ungefähr so:

Eine bestimmte Generation Großbritanniens, genauer jene, die Ende der 1950er Jahre ihre Augen gegenüber dem Zwielflicht der strengen Sparpolitik öffnete, hatte das unbestimmte Gefühl, völlig neben dem Takt der neuen Trends der Jugendkultur zu liegen.

Z.B. waren wir viel zu jung, um uns wirklich an die Teddy Boys zu erinnern, ganz zu schweigen davon, ein Teil von ihnen gewesen zu sein. Allein schon ihre Erwähnung ließ noch in den frühen 1960ern die Handknöchel an plötzlich unkontrolliert zitternden Teetassen weiß hervortreten. Genauso waren wir viel zu jung, um uns den Karawanenzügen freier Liebe, nackter Füße, langer Röcke und Pat-schuli-Öls anzuschließen. Diese bahnte sich damals den Weg von der London School of Economics und der Isle of Wight ins Utopia der Freak Power über diverse, zumeist von Regen überflutete, kostenfreie Festivals kreuz und quer durch England.

Nein, für diejenigen von uns, die, sagen wir mal, 1977 um die Zwanzig waren, war Punk die große Pop-Erfahrung – ein schwindelerregender Wirbelsturm aus Energie, erfinderischer Kreativität und aggressiver Ruchlosigkeit, dessen Ausläufer gleichermaßen vor Nihilismus und intellektueller Neugier zu prasseln und zu spucken schienen. Irgendwo im Zentrum des Punk gab es diese eine Idee

– ohne Frage ebenso abstrus wie reich an jugendlichem Egoismus –, dass wir inmitten der Ruinen der Geschichte zu Erwachsenen würden. Auf jeder rasenden, knurrenden, höhnisch grinsenden Punkplatte ertönte die Botschaft von einer sich rasant bis zum kritischen Punkt beschleunigenden Moderne. Alles was übrig blieb, war ein Stamm städtischer, enttäuschter, rebellischer Jugendlicher, die sich so kleideten, als hätten Dickens' Straßenkinder eine Zeitreise ins 23. Jahrhundert unternommen.

Wie ernst oder wie auch immer einige die Punkbewegung nehmen möchten, dreißig Jahre später haftet ihr, zumindest für diejenigen, die sie durchlebt haben, noch immer eine starke Romantik an. Wir haben die Gotik wiedererfunden, und es schmeichelte unserem Selbstbild, uns glauben zu machen, wir lebten inmitten eines neuen Zeitalters der Dekadenz – einer Melancholie aus urbanen Ruinen, dunklen, versteckten kleinen Bars und fiebrigen Nachtclubs; Orte, die die berühmte Café-Kultur der Weimarer Republik wiederholten, wo junge Männer und Frauen von unklarer sexueller Ausrichtung und mit nervösem Temperament ihre Tage und Nächte in einem Kokon der Unwirklichkeit verbrachten, um besser keiner Vorahnung eines Unheils Raum zu geben. Jedenfalls war das die eine Seite der Gleichung.

Auf der anderen Seite waren wir angetan von der Idee einer kalten, schlichten Moderne: Ein Science-Fiction-Ort aus monolithischen Zementblöcken, Stahldraht und riesigen, leeren Fenstern. Eine nächtliche Landschaft, gesprenkelt mit violett und scharlachrot pulsierenden Lichtpunkten, wo man an jeder Ecke ein verlassenes Grundstück, eine leere, blau beleuchtete Durchfahrt oder das schwarze aufklaffende Maul einer städtischen Unterführung finden konnte. Unter Begleitung von ahnungsvoller, kantiger und gelassen unpersönlicher Musik entstand hier eine aufregende, berauschte, unwirkliche Welt, die junge Menschen mit einer gewissen Punk-Gesinnung gegen Ende der 1970er Jahre bevölkerten.

Je mehr man darüber nachdachte, Einflüsse, Ikonen und Inspirationen bestimmte, desto mehr wurde einem bewusst, dass diese unwirkliche Welt genau genommen ein Traum-Deutschland war. Nicht das wahre Deutschland, in dem Menschen einkauften, arbeiteten und ihren Geschäften nachgingen – und das zumeist in einer gutgelaunt konservativen Art und Weise; eher ein Hirngepinnt aus fiebriger Dekadenz und entfremdetem Modernismus, dessen Grundsätze einen gemeinsamen Nenner in Filmen, Büchern, Musik und Ideen fanden, die entweder direkt aus einer überromantisierten Projektion deutscher Geschichte und Kultur stammten oder zumindest davon inspiriert wurden.

Die kulturellen Bestandteile – sozusagen die Maschinenteile – dieses Traum-Deutschlands bildeten in der Tat eine verlockende Auslese. Für unsere Generation bestärkte sich diese Germanophilie besonders mit David Bowies Entscheidung, 1976 nach Berlin zu ziehen und damit für einen neuen europäischen Lebensstil einzutreten, der sich leicht als eine Pop-Neuaufgabe von

Christopher Isherwoods »Leb wohl, Berlin« lesen ließ. Gemeinsam mit Eno höchstpersönlich und einem halbverrückten Iggy Pop aus Detroit produzierte Bowie in Deutschland eine Reihe von Platten, die ebenso eindringlich und gespenstisch klingen wie auch kaskadenartig, gebrochen und neurotisch.

Aber diese neue deutsche Tendenz war nicht nur Pop: Sie war eine Zeitreise. Arnold Schönbergs verträumt, dämmerig und beklommen eingefärbten Gedichte »Verklärte Nacht« und »Pierrot Lunaire« vermochten es, dem modernen Hörer so etwas wie eine musikalische Steifheit zu vermitteln – eine nervöse, psychologisch aufgeladene Exkursion in eine schattige und reichlich romantische Ästhetik.

Mit Augen so groß wie Bierdeckel wohnten wir starr vor Bewunderung Joel Greys und Liza Minellis Performance als gefallenem Vamp und diabolischem Conférencier in Bob Fosses Film-Musical »Cabaret« bei – eine Lehrstunde in Sachen Charisma, auf Augenhöhe nur mit Helmut Bergers Porträt des »verrückten« König Ludwig II. in Luchino Viscontis Retina-vergrößerndem filmischen Meisterwerk »Ludwig«, in dem Marmor, Gold und purpurnes Samt für Bergers geplagten bayerischen Monarchen das waren, was für Sean Connerys James Bond trockener Martini und ein Aston Martin sind. Sein Profil im Mondlicht eingefangen, verkündete Bergers todgeweihter Ludwig: »Ich bin ein Rätsel für Sie!« – und dies traf wie ein Bannerspruch für eine ganze Generation zu; und so stellten auch wir unsere Freak-Flagge in den Wind ...

126

Ich könnte so weitermachen – die entsetzlichen und Entsetzen erregenden Studien physischer Traumata, menschlicher Störungsbilder und moralischen Verfalls in den Gemälden von George Grosz und Otto Dix; die atemlose Spannung von Peter Lorres Darstellung eines Kindermörders in Fritz Langs Film »M – eine Stadt sucht einen Mörder« – ein Film, der ebenso von den Straßen der Großstadt, ihren leeren Korridoren und Schatten erzählt wie von einem gestörten Geist in einer zerbröckelnden Gesellschaft. Das war unsere »Last Picture Show« ... Als wenn F. Scott Fitzgeralds alles sehende Augen des Dr. T. Eckleberg, die über das Tal der Asche am Ende von New York starren, durch Caligaris Conrad Veidt ersetzt worden wären, dessen Blick den unseren in irgendeinem regenglatten Hinterland der früheren DDR trifft.

Und was den kulturellen Transfer von Deutschland nach Amerika betrifft, so waren es die Musiker des elektronischen Quartetts aus Düsseldorf, Kraftwerk – Lieferanten für das, was sie »Alltagsmusik« nannten und in ihrem ultra-geheimen Kling-Klang-Studio produzierten –, die unser Andy Warhol waren und uns die Essenz des modernen Lebens unter einer kühlen, unpersönlichen Hochglanzoberfläche enthüllten. Kraftwerk! Der Doo-Wop der Wirtschaftswunderjahre, so charmant und so aufregend wie Bogart und Bacall ...

Für all diejenigen von uns, die 1978 mit unseren Isherwood-Schuljungen-Fransenfrisuren und hochgegürteten Secondhand-Trenchcoats genauso gebeutelt waren wie mit unseren Penguin-Classics-Heftchen und ICA-Flyern, gab es

keinen Zweifel, dass Eno richtig lag. Was die Route 66 für die Beat-Generation gewesen war und Yagurs Farm für die Blumenkinder von Woodstock – symbolisch aufgeladene Stätten einer ganzen Weltanschauung, die in Vorstellungen von Befreiung und Revolution gründeten –, waren für uns die Autobahn, der KitKatClub und die Berliner Mauer: Verhandlungsorte, die nach vergleichbarem Glamour dufteten. Deutschland WAR unser Amerika – unser erträumtes Grenzland, durch dessen Aneignung wir uns selbst, unsere Generation und unsere moralischen Konsequenzen zu guter Letzt klar reflektiert sahen.

Das jedenfalls war mein Traum. Dreißig Jahre später bin ich noch immer ganz ergriffen von der künstlerischen Ausdruckskraft seiner kulturellen Komponenten. Das waren noch Bücher, Filme, Musik und Malerei, die mit dem eigenen Alter zu wachsen schienen, anstatt zu verblassen oder sich rückblickend als nichts mehr denn emotionaler Kitsch und Melodram herauszustellen. Was mir komisch erschien – oder vielleicht auch nicht, denn Romantiker ziehen den Traum ja stets der Realität vor – war, dass ich es zwischen 1978 und 2003, also in einem Vierteljahrhundert, auf meinen Reisen quer durch Europa nicht ein einziges Mal geschafft hatte, Deutschland zu besuchen. Ich hatte zugesehen, wie Notre Dame einen langen Schatten wirft, hatte mich in Brüssel schwermütig gefühlt, reizbar in Madrid und nervös in Rom. Aber Deutschland war eine Unbekannte geblieben, eine Ungeprüfte, in einem Zustand romantischer Überhöhung – hier und da nur leicht getrübt von der kaum eingestandenen Annahme, dass ich den wirklichen Ort wahrscheinlich nur enttäuschend finden würde. Hinzu kommt, dass ich Vegetarier bin – was einem kaum Freude bescheren würde im Land – dem wahrhaften Versailles – der Wurst. Das Romantische in mir war wohl, wie vor einem warnenden Schrei einer winzigen Fledermaus, zurückgeschreckt.

Deshalb musste Brian Eno mir wahrscheinlich auf der astralen Ebene einen Besuch abstatten und mir so deutlich die vor mir liegenden Reisen zusammenfassen. Denn innerhalb von nur drei Wochen nach dem Traum – Eno war, nachdem er die Nachricht überbracht hatte, postwendend in das Portal weißen Lichts zurückgetreten, das wie ein Riss in meinem halbwachen Bewusstsein zurückblieb – wurde ich in jenes Land, das mein Amerika sein sollte, beordert. Das Grenzgebiet hatte gerufen, und ich zögerte nicht zu antworten. Meine Füße würden erstmals deutschen Boden in Köln am Rhein betreten; kein Schöngest, der, zum ersten Mal und in der Ersten Klasse, unterwegs nach Venedig ist, hätte sich wohl von der Erwartung so belebt fühlen können wie ich.

...

»Nun, das Leben ist also eine Enttäuschung? Vergiss es! Lass deinen Ärger draußen! Hier ist das Leben schön. Die Mädchen sind schön. Sogar das Orchester – ist schön ...«

Alexandra Harris schreibt in ihrem Buch »Romantic Moderns« ein interessantes Kapitel über das Exil – das literarische Exil, um genau zu sein. Sie schreibt darin, dass es nur wenige Autoren gebe, die ihrer Idee von Heimat oder Nation

mit solch tief empfundener Einsicht und Sehnsucht Ausdruck geben könnten, die nicht aus dem (meist selbst auferlegten) Exil schreiben. Der Gedanke daran ließ in mir sofort eine Szene aus John Schlesingers Film »An Englishman Abroad« aufsteigen, in der wir den abtrünnigen britischen Agenten Guy Burgess dabei beobachten, wie er im Kostüm eines piekfeinen englischen Gentlemans mit militärischer Haltung durch die Straßen Moskaus stolziert.

Was aber wenn diese Empfindung des Exils zugleich dem Innern entstammt und essenzieller Bestandteil einer größeren kreativen Alchemie ist? Denn ich erinnere mich auch, wie irgendwer nach einem Geburtstagsdinner in London das merkwürdige, irgendwie leicht beleidigte Verhalten der Gäste kommentierte. Die meiste Zeit saßen sie – alle acht von ihnen – angespannt und mit ernster Miene zu Tisch, aßen und tranken mit gleichbleibender Teilnahmslosigkeit, nur selten schauten sie von ihren Tellern auf. Was sie gemeinsam hatten, wie mir eine weitere Person später bestätigte, und was sie zu solcher Selbsteinkehr anspornte (ihre Gesichter waren so leer und verschlossen wie die Fenster jener anonymen Amtsgebäude in den Seitenstraßen von Westminster), war ihre Identität. Nun, sie waren Vertriebene in ihrem eigenen Land – dauerhaft zugelassene Ausländer in einer Stadt, deren Glanz, Geheimnis und unergründliche Tiefen sie einst selbst verkörperten. Seltsame Feiernde.

128 Rückblickend denke ich heute, dass Deutschland der erste Anlaufhafen für auszubildende Exilanten ist – ein Ort, wo das Gefühl des Exils, sobald es einsetzt, abgetastet, ausprobiert und in kleinen homöopathischen Dosen absorbiert werden kann, um zu schauen, wie es sich auf das System auswirkt. Was nun folgt, sind weitere Notizen, mit denen ich dieses Thema abstecken könnte – wie hatte noch gleich der verhasste Kritiker in Fellinis Film »Achteneinhalb« geschrieben? »Eine Reihe unzusammenhängender Szenen, unterhaltsam sogar noch in ihrem unklaren Realitätsanspruch ...«:

I.

Der Traum: Einführung: »Deutschland ist dein Amerika« (siehe oben): eine höchst romantische Idee von Deutschland gefiltert durch den Tagtraum des Post-Punk: »Cabaret«, Otto Dix, Kraftwerk, Fritz Lang, Kurt Weill, Arnold Schönberg, König Ludwig II. und David Bowie. Deutschland als Fantasie der späten 1970er, vor dem tatsächlichen Besuch des Landes. Romantische Idee Deutschlands als »Dekadenz« – eine im Sterben liegende Kultur: unruhig, nervenschwach, urban, modernistisch. Was aber ist mit der Realität?

II.

Willkommen, Bienvenue, Welcome. Die Wirklichkeit: Das Selbst als Christopher Isherwood: Köln, 2003: Erste Reise nach Deutschland. Ankunft in Hitzewelle – 44°C bei Landung. Taxi ins Stadtzentrum, der Rhein bei flirrender Hitze, Wärmewellen überdecken den Bahnhof. Das Gotische. Untergebracht in einem Wasserturm, nun ein kleines Luxushotel. Porträts von Warhol in der Lobby. Vor Ort, um die Ausstellung von Richard Hamilton zu sehen, im Museum Ludwig, in

Köln. Alltägliche Eindrücke von Köln als moderner Stadt: Warenhäuser und Einkaufspassagen. Selbstbedienungsrestaurants in den obersten Etagen der Warenhäuser – Ausdruck einer nationalen Haltung? Einsicht, dass Deutschland statt eines Landes extremer Verhaltensweisen nun ein Ort ist – eine Hochebene gesitteter Abläufe der Mittelschicht –, wo Mäßigung und Höflichkeit die Norm sind. Hurra. Eindruck, dass überall da, wo Großbritannien eine Kultur des Exzesses geworden ist, in allem, von Trinkgewohnheiten bis zu Immobilienpreisen, Deutschland eher ruhig geblieben ist. Aber auch langweilig? Vermutlich. Exildeutsche in New York werden blass, wenn ihre Heimatstadt entlang des Rheintals irgendwo erwähnt wird. Was wenn »Twin Peaks« deutsch wäre? Beängstigend.

Meine Schwester, die in Wiesbaden lebt, erzählt mir, dass Deutschen unwohl würde, wenn sie einen nicht sozioökonomisch einordnen könnten. Rückkehr nach Köln in jenem Herbst, gemeinsam mit Bryan Ferry. Auf einem Freiluft-Konzert von Roxy Music in Bonn mit 10.000 Menschen mittleren Alters aus der Mittelschicht. Der Himmel auf Erden? Dann fragt mich ein Taxifahrer zu meiner Meinung über die stark zunehmende Selbstmordrate von Jugendlichen: »Wie ist das so in ihrem Land?« »Die Leiden des jungen Werthers« treffen auf Kurt Cobain. Besuch im Kunstmuseum Bonn. Eindruck der großen Skulpturen Anselm Kiefers. Begreife die bloße Wucht und den Antrieb der Deutschen Romantik, von Goethe bis Kraftwerk. Versuch, vegetarische Speisen im Bonner Zentrum an einem verregneten Samstagnachmittag zu finden. Frühmorgendliche Fahrt zum Kölner Flughafen – immer noch dunkel, die Morgendämmerung setzt ein, Blick auf überordentlich gepflegte Tennisplätze mitten im Nirgendwo. Eine riesige Provinz und deshalb beengend, etwas Düsteres andeutend? Nur an der Oberfläche gekratzt.

Ich: »Was machen Sie?« Deutsche Frau: »Liegt das nicht auf der Hand? Ich trage meine Freizeitkleidung.«

III.

Traumkönige und »Mensch Maschine«. München, 2005 und 2006. Ankunft in München, um den Kunstverein München zu besuchen, gelegen in Klöstern, die strukturierte Gärten umringen. Aufenthalt in einem Hotel, vormals ein neogotisches Herrenhaus – Umfang und Größe eines kleinen Schlosses. Ein deutscher Freund bemerkt, dass man es kurz in Leni Riefenstahls Propagandafilm »Triumph des Willens« sehen kann. Frühstück im glanzlosen Hotel Café, Nikotinflecken auf den Glasmalereien, platziert auf Seidenkissen unter dem Porträt von König Ludwig II. Nachsinnen über Ludwig und Viscontis unvergleichliche Filmbiografie über ihn aus dem Jahre 1972, mit Helmut Berger und Romy Schneider in den Hauptrollen. Auch den riesigen deutsch-gotischen Spiegel zur Kenntnis genommen: schwarzer Rahmen, bestehend aus Geweihen und Eulen. Wagner und das deutsche Sublime.

München hingegen ist die Stadt des neuen Reichtums, das meiste davon stammt aus den Neuen Medien und der Technologie, auch BMW (siehe

Fußballweltmeisterschaftsstadion bei Einfahrt in das Münchner Zentrum – leuchtet bei Nacht in mattem Pink). Stadt der Eleganz und Tradition, mit ihrer eigenen höchstentwickelten Vorstellung von ›Gesellschaft‹ – Oper, exquisite Kuchen und Schumanns Bar am Hofgarten. Vielleicht die beste Bar der Welt? Besitzer ist auch männliches Model. Mag Künstler. Im Gegensatz dazu: ein Samstagnachmittag im Stadtzentrum Münchens – viele vergnügte Publikums-Mitmach-Spiele; auch ein Konzert einer Big Band. So begann der ganze Ärger. Siehe ›Swing Kids‹ als antifaschistische Jugendgangs in Deutschland während des Aufstiegs der Nazis.

Rückkehr nach München im Sommer 2007, um mit Gilbert & George ihre »Major Exhibition« im Haus der Kunst, übrigens einst von den Nazis entworfen, zu sehen, gleich gegenüber vom Park des Kunstvereins gelegen. Eindrücke vom Haus der Kunst. Die Höhe der Eingänge, die Breite der Türen. Kühl gehaltenes fotografisches Display der Nazi-Ausstellung »dekadenter« Kunst. Jetzt Stille – Sonnenstrahlen neigen sich durchs Fenster. Ruhe. Vergrößerte Wucht der riesigen, intensiven, kosmografischen Bilder G&Gs.

Ich (ermunternd): »Ich bin mir sicher, dass Ihr Stiefvater niemals der Hitlerjugend beitreten wollte. Er hatte wahrscheinlich einfach keine Wahl. Jeder musste der Hitlerjugend beitreten.« Deutsche Frau: »Ja schon – aber nicht in ihre vorderste Reihe.«

130

Erinnerung an eine Ausstellung von Rothkos »Black Paintings« – Rothko, Reinhardt, etc. Meditativ. Wandmalereien im Café. Mittag mit G&G auf einer Außenterrasse, dem schnellen Strom des Flusses im Englischen Garten zuschauend. Gilbert erinnert sich, Elvis das erste Mal in München gehört zu haben. Spaziergang im Englischen Garten, vorbei am Nudistenteil des Parks, hin zum Biergarten. Wie kauft man Bier? Ein Problem, wenn man kein Biertrinker ist, so wie ich. Seltsame Ansteckungsgefahr deutscher Blasmusik – Systeme und Schichten. Am Abend weiter in die Bayerische Bierhalle mit G&G. Weiterhin Probleme, vegetarische Speisen zu finden. Straßenleben. Sexshops.

Interview mit Ralf Hütter von Kraftwerk. Wie interviewt man eine Mensch-Maschine? Seine Sicht auf G&Gs Performance ihrer »Singenden Skulptur« von 1970 in Düsseldorf. Seine Perspektive auf das Deutschland der 1960er als ein Land ohne kulturelles Zentrum. Eher eine Konstellation von Städten mit unterschiedlichen und abgegrenzten kulturellen Szenen. Kraftwerk als ›Alltagsmusik‹ – hymnische Frische des modernen Funktionalismus. Zugleich maschinenhaft wie spirituelle Neuerfindung der Deutschen Romantik. Widerstand gegen Atomkraft – Deutschland und der Kult der Natur. Selbstparodistischer Germanismus? Kling-Klang-Experimente mit Stimmsimulatoren und singenden Schreibmaschinen. Disney trifft »Metropolis«. Die Haniel-Garage in Düsseldorf, entworfen im Jahre 1949 vom Vater des Kraftwerk-Mitbegründers Florian Schneider – ein mehrstöckiges Parkhaus aus Glas, sehr schön. Deutsche Freunde, die Florian getroffen haben – er sei ein sehr privater Mensch. Wohl auch schwer in Ordnung.

IV.

Berlin: Flug nach Schönefeld, Winter 2007 – Flughafen im alten Ost-Berlin. Plötzlich des Fußabdrucks der Geschichte gewahr. Alte kommunistische Plattenbauten – flüchtiger Blick auf die Mauer. Erhaltenes Stück mit Lou Reed-Malerei: »In Berlin, by the wall ...«, 1973. Der Traum tauscht mit der Realität. Überlegungen zu Berlin als moderne Stadt – die Boheme, ein Geflecht verborgener Subkulturen; Wim Wenders' »Der Himmel über Berlin« erlaubt Impressionen von Berlin in den 1980ern, vor dem Mauerfall: kalt, trist, ausufernd, arm.

Jetzt die erneute Ankunft der Boutiquen – Berlin Mitte – Galerien, Cafés und elegante Geschäfte. Aber immer noch dieser schwache Schein von Unbehagen, trotz der neuen Geldquelle des Kunstgewerbes. Honigfarbenes Winterlicht und Schneeregen. Cafés mit tiefhängenden, rot beschirmten Lampen. Dicke Luft vom Zigarettenqualm. Plötzlich die Wintersonne. Neue Galerie und Alte Galerie – Bauhaus und neoklassische Architektur. Der deutschen Romantik durch die Malerei vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart auf der Spur. Das Ziel all dieses Sublimen und Romantischen – »Eine Generation bedrückter Träumer und Irrationaler entfesselt das Dritte Reich als Tyrannei der Mittelmäßigkeit ...« Der Horror von Otto Dix und Georg Grosz; Joseph Beuys und der politische Mystizismus; Polke, Richter, Kippenberger. Postmodernes Deutschland: ein Ort im philosophischen Widerspruch mit sich selbst, teils »Alice im Wunderland«, teils Amerika. Schiller und das Konzept des »Spieltriebs« – »play drive«, »serious jest«.

131

Ausstellungseröffnung in Berlin – eine private Galerie im Erdgeschoss eines Herrenhauses, das einst dem deutschen Pendant zu Max Bygrave gehörte. Blaues Licht im Innenhof markiert den Eingang in das Hauptquartier von Berlins »magischem Kreis«. Eine Party in einer halbverfallenen Irrenanstalt: absolut typisch: Vietnamesisches Essen geliefert per Kurier. Angestrengte junge Menschen – die Erben des deutschen Post-Punk-Traumes – spielen wichtigen Techno und Stockhausen von ihren Laptops. Beinahe absolute Dunkelheit. Kerzen. Bier. Draußen moderne Bauten in frierender Kälte, blassblaues Licht, der Himmel noch immer honigfarben. Berlin bleibt irgendwie ein böses Omen, wenn man es in einem gewissen Licht betrachtet.

...

Während ich mir meinen Weg durch die geschäftigen, lauten Straßen bahnte, wo die Gebäude aussahen wie eine kalifornische Vision des mittelalterlichen Europa und mit hängenden Pflanzenkübeln verziert waren, die vor leuchtenden Geranien nur so überquollen, versuchte ich mich zu erinnern, wie lange ich nicht mehr gegessen hatte. Das war in München, in der Altstadt, und ich war unterwegs an einem Sommerwochenende unter blauem Himmel und leichten Brisen.

Durch die längs unterteilten Fenster eines Cafés nach dem anderen sah ich ständig Massen an lachenden Essenden, platziert an langen Holztafeln, umringt von riesigen Schüsseln mit Würsten, gleißendem, elfenbeinfarbigem Sauerkraut und Bratkartoffeln – alles runtergespült mit enormen Steinkübeln voll hellem,

blassrosa schäumendem Bier. Diese Festgelage können durch niedrige Eingänge erreicht werden, die sich scheinbar stets im ausgehöhlten Strebewerk riesiger Burgen verstecken.

Ich konnte nicht richtig erkennen, ob diese Burgen echt waren oder Kopien mittelalterlicher Gebäude aus dem 19. Jahrhundert; aber wenn man einmal drin war, fühlte man sich wie in einem Schmiedeofen, stickige Luft, angereichert mit dem Rauch offener Feuerstellen, gekreuzte Schwerter an der Wand, niedrige Holzdecken, Wappenzeichen, Äxte, flackernde Fackeln, Geweihe, Helmzieraden, gusseiserne Lüster und die Wände voll mit Köpfen bedauernswerten Freiwilds. Ein Kind, sagen wir mal aus dem vorstädtischen Atlanta, würde sofort an eine Kulisse aus »Der Herr der Ringe« denken ...

Später, unterwegs durch die sonnigen Haine des passenderweise so genannten Englischen Gartens, wurde ich interessierter Zeuge einer traditionell bayerischen Blaskapelle, die ihre langsamen, klumpigen Melodien – fürchterliche Ohrwürmer – vor Tischen um Tischen mit biertrinkenden Deutschen spielte. Als Szene hätte dies stereotyper nicht sein können – beinahe so, als würde man Texanern dabei zusehen, wie sie Rinder mit dem Lasso einfangen, oder wie gelangweilte Engländer Cricket spielen.

Die Band saß in so etwas wie einer alpinen Pagode, und ihre Schunkelrhythmen mit gleichbleibendem Takt waren für meine Ohren als einzelne Lieder nicht voneinander zu unterscheiden. Eher schien es, als würde die Musik wie ein esoterisches, fernöstliches Summen in einem einzelnen, allumfassenden Ton aufgehen; allerdings löst ein fernöstliches Summen etwas Kosmisch-Meditatives aus, diese bayerische Version hingegen war lediglich einlullend und abschnürend. Ich hielt mit der gelassenen, angetrunkenen Stimmung Schritt – eine einschläfernde, willkommene Ruhe. Und wie ich so in der Sonne saß, der Kapelle zuhörend, als einziger Weißweingenießer unter all diesen Biertrinkern, begann ich lächelnd dem dösigen Zauber zu verfallen. Hier sitzen wir alle beisammen, dachte ich, man könnte sagen, wir sind ein Team ... und man könnte Schlimmeres tun, als einfach nur für eine Weile hier zu sitzen, das durch die Blätter kommende Sonnenlicht zu betrachten, der Kapelle zu lauschen und zu hoffen, dass nichts schief geht. Gedanken über New York im Salon Schmidt. Ich weiß nichts. Und Sie wissen, Deutschland hat nie meine persönlichen Probleme kuriert. Aber solange es Sie gibt und solange es mich gibt – Geben Sie mir Bescheid! Bis bald,

Grüße,

M

*

Übersetzung aus dem Englischen von Marcel Hartwig.

Englisches Original: »Germany Is Your America«. Quelle: <http://www.servinglibrary.org/read.html?id=76109>, S. 3-19. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.